

Auf dem Weg in eine Schenkwirtschaft

Carl Polónyi

Schenkwirtschaft ist für mich nicht nur ein Traum. Seit ich dem Gedanken vor fünf Jahren durch Nicole Lieger das erste Mal begegnet bin und viel in dieser Richtung mit ihr ausprobiert habe, ist mir mehr und mehr bewusst geworden, dass ich bereits jetzt zu einem großen Teil in einer Schenkwirtschaft lebe und von Beginn an gelebt habe. Die Erde, auf der ich stehe, die Luft, die ich atme, die Sonne, die mich wärmt, das Meer und der See, die mich erfrischen, und all die Tausend Dinge, die mich staunen machen und erfreuen, bekomme ich geschenkt; ebenso die Blicke, das Lächeln, die Gedanken und Gefühle, die Unterstützung vieler Menschen; hätte meine Mutter mich nicht geboren und hätten mir meine Eltern über viele Jahre nicht täglich gegeben, was ich brauchte, so gäbe es mich nicht. Und jeden Tag lebe ich in einer Schenkwirtschaft – wir kochen und putzen füreinander, wir sprechen und spielen, lachen und weinen miteinander, wir berühren einander ... und wir geben all dies, ohne darüber nachzudenken. Es ist einfach so.

Die Geldwirtschaft – die Zeit, die ich für Geld arbeite oder in der ich für Geld Dinge oder Hilfen anderer kaufe – ist verglichen damit der geringere Teil.

Seit mir das bewusst geworden ist, ist der Bereich, dem ich mich zugehörig fühle, gewachsen. Er besteht nicht mehr nur aus meiner Wohnung und meiner Familie, etwas eingeschränkter aus meinen Freunden. Ich empfinde das, was mich umgibt, als zu mir gehörig. Gehe ich spazieren, lese ich oft herumliegenden Abfall auf. Es ist auch meine Straße, mein Park, mein Seeufer, wie es für andere der eigene Garten ist – und ich bin dankbar, dass sie für mich da sind. Es ist ein Ausdruck dieser Dankbarkeit, dass ich das tue. Manchmal bin ich traurig, dass das offenbar so viele Menschen ganz anders empfinden; ihre Umgebung scheint nicht zu ihnen zu gehören, es ist, als wäre sie ihnen egal.

Ich lege auch Dinge, die ich nicht mehr brauche in eine Verschenkebox, die ich ab und zu zwei Blocks entfernt auf einen großen Platz stelle und abends wegräume. Meistens ist sie dann fast leer. Ich stelle mir vor, wie es in Berlin aussähe, wenn alle hier so handelten. Allein die Bewohnerinnen und Bewohner meines Hauses, allesamt keine reichen Leute, werfen viel in die Mülltonnen, was andere noch gebrauchen könnten. Würden sie es zum Verschenken auf belebte Plätze stellen, es würde wohl niemand mehr, der nicht genug Geld hat, Mangel an Kleidung, Möbeln, Wandfarbe, Werkzeugen, Büchern, Geschirr oder Ähnlichem leiden. Für Lebensmittel haben viele Geschäfte schon etwas Vergleichbares organisiert und spenden übrig gebliebene etwa der Berliner Tafel (www.berliner-tafel.de/berliner-tafel/). Für Wohnraum könnten wir auch etwas organisieren. Wir haben unsere Wohnung mehrfach für ein paar Wochen gegen Bezahlung der Nebenkosten verliehen, wenn wir weg waren. In Wien stellt die Stadt, soweit ich weiß, leer stehende Räume kulturellen Initiativen zur Verfügung.

Dinge in einer Verschenkebox zu verschenken, hat etwas Beziehungsloses, was sonst fürs Schenken unter Menschen meist grade nicht gilt. Es ist ein Charakteristikum von Geldbeziehungen, dass sie abstrakt und unpersönlich sind. Spuren einer Beziehung sind möglich: In Wien gibt es an der Supermarktkassa ein paar Worte mehr als in Berlin. Was im orientalischen Basar unverzichtbar ist, das Herstellen einer Beziehung über Gespräch, eine Tasse Tee und das Handeln über den Preis, durch das ein Gefühl von Stimmigkeit hergestellt werden kann, ist bei uns unerwünscht; es soll ja auch alles so rasch wie möglich gehen. (Preis ist dort nicht einfach gleich Preis, und der überteuert erscheinende Preis, den der europäische

oder nordamerikanische Tourist bezahlen muss, ist, so betrachtet, vielleicht einfach ein Ausgleich dafür, dass er nicht bereit war, selbst etwas zu geben.) Durch den Verlust der Beziehung werden aus dem Handel die Gefühle herausgenommen – er ist eine sachliche Tauschaktion, bei der die beteiligten Menschen egal sind.

Das gilt tendenziell selbst für Tätigkeiten, in denen eine sehr große Nähe notwendig ist, wie in der Pflege und Assistenz ganz junger, sehr alter oder körperlich oder geistig behinderter Menschen – Hauptsache, die Arbeit wird gut gemacht. Das sie nicht geschenkt wird, ist ein Schutz. Ich habe viele Jahre für eine schwerstbehinderte Frau gearbeitet. Das Geld für uns Assistenten hat sie vom Bezirksamt bekommen, also in gewisser Weise von allen Bürgerinnen und Bürgern der Stadt. Eher ein lebensnotwendiges Recht als ein Geschenk. So konnte sie uns – als Arbeitgeberin – bezahlen, die Gegenleistung für unsere Assistenz.

Das hat etwas Klares gehabt. Und doch: Darunter ist es immer auch eine menschliche Beziehung gewesen, nicht nur ein Arbeitsverhältnis, und es war wesentlich, dass die gestimmt hat. Wenn meine Arbeitgeberin mit meiner Arbeit unzufrieden war, hat mir das Geld wenig genutzt – ich habe es bloß gebraucht, um Wohnung, Essen, Kleidung, Bahnreisen und die anderen Dinge, die es meist nur für Geld gibt, kaufen zu können. Wenn sie dagegen zufrieden war, war mir das im Grunde „Lohn“ genug.

Aber sie brauchte Assistenz 24 Stunden am Tag. 30 Tage im Monat. Und von möglichst wenigen Assistenten, denn es war belastend für sie, ständig jemand anders um sich zu haben. Teilen sich diese Arbeit beispielsweise fünf Assistenten, ist das viel. Ginge das als Geschenk? Würden beide Seiten das als stimmig empfinden? Gäbe es das Geld in dieser Beziehung nicht, wir wären viel stärker mit der Beziehung selbst konfrontiert. Das würde es viel schwieriger machen, zumindest in der ersten Zeit, denn wir könnten als Ausgleich für Unstimmigkeiten nicht mehr das Geld nutzen.

Ich helfe auch Kindern bei dem, was sie nicht selbst tun können. Ebenso alten Menschen. Das hat etwas Selbstverständliches. Und ich bitte andere darum, etwas für mich zu tun, wenn ich es nicht selbst tun kann. Aber 24 Stunden am Tag, sechs Tage im Monat? Gäbe es nicht Grenzen, wo die eine Seite das Geben, die andere das Bekommen als Last empfindet?

Es wäre jedenfalls viel gemeinsame Arbeit, hier eine Stimmigkeit zu finden und immer wieder von Neuem herzustellen. Geld hat hier zusammen mit einigen wertvollen technischen Hilfsmitteln, etwa dem Elektrorollstuhl, ein vorher unbekanntes Maß an Freiheit ermöglicht.

Dennoch: Ich empfinde Geld immer wieder als unpassend und störend. Ich verdiene meinen Lebensunterhalt zum großen Teil als Lektor und begleite dabei häufig Menschen beim Schreiben eines Buchs. Dabei stelle ich mein Wissen und meine Fähigkeiten zur Verfügung. Ob sie hilfreich sind, zeigt sich im gemeinsamen Prozess. Der ist per se ein Geben und Nehmen von beiden Seiten. Ich habe beispielsweise am Romanprojekt einer jungen Frau sehr viel gelernt – und dieses Selberlernen ebenso wie die gemeinsame Freude am Gelingen (wenn eine Stelle lebendiger geworden war) ist mir „Lohn“ genug gewesen. Ich hatte nicht das Gefühl, ich müsste noch etwas bekommen für meine Arbeit. Jedes Mal, wenn ich eine Rechnung gestellt habe, habe ich es mit einem unguten Gefühl getan, als verlangte ich etwas, was mir eigentlich nicht zustand.

Auch hier gibt es allerdings, wie bei der Assistenz, eine Grenze, ein Zuviel. Zuweilen bin ich bei dieser Arbeit unzufrieden gewesen, weil ich nicht zu dem Buch gekommen bin, an dem ich selber schreibe. Ich unterstütze gern andere bei ihrem Schreiben,

aber wenn dabei auf Dauer mein eigenes immer wieder zurückstehen muss – weil ich dafür kein Geld bekomme –, frustriert mich das.

Es gibt eine Ausnahme, wo ich Geld angemessen finde, ja, wo ich schwer eine Obergrenze für mein Honorar finde: als Schmerzensgeld dafür, dass ich eine Arbeit leiste, die ich eigentlich nicht leisten will, also als Gegenleistung dafür, dass ich mir selbst Gewalt antue. Und das tue ich vor allem deshalb, weil ich immer noch Geld für meinen Lebensunterhalt brauche.

Zurzeit komme ich nicht ohne Geld aus. Ich fühle mich in einem Zwischenbereich, in dem Schenken und Empfangen einen immer größeren Raum einnehmen. So brauche ich Mischformen, in denen ich schenken und zugleich Geld bekommen kann. Ich betreibe eine Website, auf der ich meine Gedanken zu „Gesellschaft als Gemeinschaft“, geschichtlichen Fragen sowie „Spiel und Kunst“ veröffentliche. Wer will, kann sie nutzen und unter Nennung der Quelle weiterverwenden. Nun überlege ich, auf einer Extraseite um Unterstützung für meine Arbeit zu bitten (neben dem Verfassen von Texten die experimentelle Arbeit in Gruppen und das Einbringen der Ergebnisse in die Gesellschaft). Ich tue mich schwer damit. Ich tue mich schwer damit, andere um Geld zu bitten. Ein bisschen fühle ich mich wie ein Bettler. Oder genauer: wie ein Straßenmusiker, denn ich gebe ja etwas. Aber ich fühle mich aufdringlich. Um Geschenke bittet man nicht, man bekommt sie geschenkt. Darüber stolpere ich – es ist die Stelle, wo derzeit für mich Geld- und Schenkwirtschaft aneinanderstoßen.